

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 17 (1976)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Ist die Gesellschaft wie der liebe Gott? : Vom "objektiven Sein" und von menschlicher Einbildungskraft : unkonventionelles philosophisches Aperçu  
**Autor:** Róczy, J.J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1094682>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Vom «objektiven Sein» und von menschlicher  
Einbildungskraft

# Ist die Gesellschaft wie der liebe Gott?

Unkonventionelles philosophisches Aperçu  
von J. J. Róczy

In Nr. 4/1976 hatten wir einen ersten Beitrag aus den sozialphilosophischen Schriften von Johannes Róczy veröffentlicht, der bis 1971 als Dozent und Schriftsteller in Ungarn wirkte und sich seither im Westen befindet. Heute stellt er die Gesellschaft in Frage. Nein, nicht «welche Gesellschaft?», sondern überhaupt, als Begriff. Róczy ist ersichtlichweise durch verschiedenerlei Schulen hindurchgegangen und weitergekommen — zu eigenem Denken.

Zuweilen fallen mir die grossen Debatten meiner Schulzeit ein. Die heftigen Zusammenstösse, in denen jeder von uns seinen Standpunkt mit solcher Leidenschaft vertrat, dass die geistigen Wettkämpfe oft in einer Prügelei endeten.

Vor den Klassenkameraden siegte natürlich der Gedanke, den die Muskulöseren, die «Sieger», vertraten. In den Augen des Lehrerkollegiums verhielt sich die Sache jedoch genau umgekehrt. Die Sieger erhielten eine Disziplinarstrafe, weil sie die Schwächeren misshandelten. Die Schule stellte sich mit ihrer Autorität also hinter diejenige Idee, die die körperlich Schwächeren vertraten, obwohl man uns in lateinischer Sprache gelehrt hatte, dass «mens sana in corpore sano» sei, d. h. in einem gesunden Körper ein gesunder Geist. (Aber wir wollen ja von einer Autorität keine Konsequenz erwarten, denn wenn sie konsequent wäre, brauchte sie ja keine Autorität...)

In diesen Schülerauseinandersetzungen kamen wirklich alle grossen, beunruhigenden Ideen, Gedanken an die Oberfläche. Selbstverständlich in einfacher kindlicher Form, in naiver Formulierung, aber im Grunde genommen alle diejenigen, die mich seit damals, auch als Erwachsenen, unverändert beschäftigen. Genauso, wie wir in einem Tropfen Wasser das Meer erkennen oder

in der griechischen Philosophie die späteren grossen geistigen Strömungen Europas.

Ich besuchte eine kirchliche Schule. Es war Krieg. Damals lebte Gott in unserer Nähe. Auch das Gebäude unserer Schule stand in der Nachbarschaft der Kirche. Die Existenz Gottes führte uns oft in den Mittelpunkt unserer Auseinandersetzungen. Wir kämpften mit Argumenten aus dem neunzehnten Jahrhundert, mit Argumenten, die in unseren Büchern vorkamen, die wir uns von Alten, von Älteren ausgeliehen hatten... , wie es die Jugend im allgemeinen immer tut.

«Nach dem Kausalitätsprinzip lässt sich für jeden Menschen, der über einen gesunden Verstand verfügt, folgern, dass Gott existiert!» brüllte ich und wartete auf die Kapitulation meines Kontrahenten.

«Es gibt keinen!» sagte mein Mitschüler, «Gott existiert nicht!» Er blies mit leicht gehobenem Kopf den Zigarettenrauch aus dem Mund: «Ich

*Vom alten Gottesstreit in der  
Schule zur neoketzerischen Frage:  
Die Gesellschaft, gibt es sie eigentlich überhaupt?*

(Fortsetzung von Seite 3)

Entsprechende Verhältnisse finden sich auch in den verschiedenen Sowjetrepubliken und ihren Hauptstädten:

Kiew hat 1 947 000 Einwohner, d. h. 4,02 Prozent der ukrainischen Bevölkerung, und 188 620 Parteimitglieder, d. h. 7,05 Prozent der ukrainischen KP-Mitglieder.

Andere Beispiele für die entsprechenden Prozentzahlen der Hauptstadt bezüglich Bevölkerung und KP-Mitgliedschaft der Republik sind:

Taschkent (Usbekistan): 11,64% und 29,85%;  
Baku (Aserbaidschan): 24,68% und 38,82%;  
Wilna (Litauen): 13,16% und 21,29%;  
Kischinew (Moldau): 11,87% und 27,1%;  
Frunse (Kirgisien): 14,75% und 26,6%.

Für bestimmte Sowjetrepubliken wie Armenien

oder Lettland liegen diese Vergleichszahlen nicht vor, aber immerhin lässt sich die Parteimitgliederzahl einiger Stadtbezirke feststellen. So gibt es in zwei Stadtbezirken von Riga 29 670 eingeschriebene Kommunisten, d. h. schon 19,51 Prozent der gesamten Mitgliedschaft der KP Lettlands. Und in drei namentlich angeführten Stadtbezirken von Jerewan zählt man 31 110 Parteileute, d. h. 15,7 Prozent der gesamten Mitgliedschaft der KP Armeniens.

Von den Parteiorganisationen der Republiken ist allein die KP der Ukraine zahlenmässig stärker als die Moskauer Städtische Parteiorganisation. Zählt man noch Moskau und das Moskauer Gebiet (mit 468 000 Parteigenossen, 2,98 Prozent des KPdSU-Bestandes) zusammen, so stellt diese Agglomeration 9,24 Prozent der gesamtsowjetischen Parteibelegschaft. Stadt und Gebiet von Leningrad weisen zusammen 537 000 Mitglieder

glaube nur an das, was ich sehe. Hast Du schon Gott gesehen, mit Deinen eigenen Augen?» Er wartete ein wenig. «Na siehst Du, Du bildest Dir nur ein, dass es ihn gibt, aber er existiert nicht!» Mein geistiger Gegner entzog sich mir. Ich erreichte ihn nicht.

Ich wurde dann unsicher und schlug ziemlich verspätet mit der bloss körperlichen Faust zu. Ich war meinem geistigen Gegner nicht gewachsen. Aber meine Absicht war aus der Ferne, vom Fenster des Lehrerzimmers aus, gut zu erkennen, und mir wurde eine Disziplinarstrafe zuteil. Mir, nicht ihm, dem Gottesleugner. Meine kirchliche Schule — dies musste ich zu meiner tiefen Bestürzung feststellen — stellte sich hinter den atheistischen Standpunkt!

Heute ist das für mich nur noch ein heiteres Jugenderlebnis. Aber das Argument meines Gegners, das mich zu Recht erobert hatte, bietet sich mir heute trotzdem so wohlgefällig an, dass ich der Versuchung nicht widerstehen kann und selbst damit herausrücke:

Eine Gesellschaft breitet sich im zwanzigsten Jahrhundert über uns aus, beklemmend, als eine Last, die nicht abgeschüttelt werden kann, und diese Gesellschaft — sagt man — presst ihre Hand auf unseren Mund, genau dann, wenn wir atmen wollen. Nur: gibt es sie eigentlich, diese Gesellschaft, existiert sie überhaupt? Hat jemand von uns «die Gesellschaft» gesehen?

In einem vollbesetzten Stadion sehen wir hunderttausend Menschen um uns. Eine entsetzliche

*Existiert die Gesellschaft in gleicher Weise wie ich existiere?*

Menge. Aber dennoch zu gering, um Gesellschaft genannt werden zu können. Ausserdem haben wir, die wir dort zusammengedrängt sind, eigentlich nichts Besonderes miteinander zu tun. Mit den neben mir Sitzenden habe ich vielleicht kein einziges Wort gewechselt, und nach Ende des Spiels werde ich sie für immer aus den Augen verlieren.

Um die Gesellschaft «sehen» zu können, würde es nicht einmal ausreichen, wenn wir für 10 oder 60 Millionen Zuschauer ein Stadion bauten. Dann wären wir zwar vereint, aber es fragt sich, ob wir die Fäden, die unsichtbaren Verbindungen sehen würden, die sich unter uns netzartig

auf, das sind 4,06 Prozent der KPdSU. Ein knappes Siebtel aller Parteimitglieder ist somit auf zwei russische Grossstädte und ihre Agglomeration konzentriert.

Alles in allem dominiert das russische Element zahlenmässig in der Partei deutlich stärker als in der Bevölkerung. Das kommt sowohl in der Gegenüberstellung von RSFSR zu den übrigen Sowjetrepubliken als auch in der Uebersetzung von Russen ausserhalb der Russischen Föderation zum Ausdruck. Natürlich sucht die KPdSU (der «führende Kern» von Staat und Gesellschaft laut Artikel 126 der Sowjetverfassung) die Mitglieder ihrer elitären Minorität unter den gehorsamen und karrierewilligen Staatsbürgern aller Nationalitäten (ein botmässiger Armenier ist ihr lieber als ein unbotmässiger Russe), aber die angestrebte Sowjetisierung hat — auch hier feststellbar — eine russische Färbung. relcb

entfaltet haben, die unser Gehirn, unser Herz umspinnen und eng aneinanderbinden!

Hat je einer die Gesellschaft gesehen, in der wir leben? Und, da sie von uns niemand gesehen hat: Existiert sie überhaupt? Oder bilden wir uns nur ein, dass sie existiert?

Fragen wir einmal so: Existiert die Gesellschaft in gleicher Weise wie ich existiere? Oder Du? Oder er? Die einzelnen Menschen, die sie ausmachen, die existieren zweifellos. Aber das, was sie verbindet, das System der Beziehungen, das System der Gesellschaft, das im Grunde den Charakter und die Kraft der Gesellschaft gewährleistet, das existiert eigentlich nicht. Es ist ein System, dem es an System fehlt. Beziehungsweise: Es ist durchaus zufällig. Es kann sich an

einem Vormittag ändern, ja es kann verschwinden. Wer von uns z. B. einen Tag erlebt hat, an dem ein Krieg verloren wurde oder eine Revolution ausbrach, der weiss, dass die Fäden, welche die Gesellschaft zusammenhalten, das starke, mächtige Gewebe der Gesetze, der Regeln, der menschlichen Gewalten sich wie auf einen Zauberschlag auflöst. Als ob es uns vorhin nur vor den Augen geflimmert hätte. Als ob es nur in unserer Einbildung bestanden hätte.

*Wie wir unsere Beziehungen untereinander haben wollen: ein Resultat unserer Freiheit.*

# die politische meinung

Zweimonatshefte für Fragen der Zeit

Nr. 165 (März/April-Heft) der «Politischen Meinung» widmet sich mit Vorrang den aktuellen Diskussionen über das Ja und Nein zu sozialistischen «Aktionseinheiten». Unter dem Stichwort

## Europa — sozialistisch?

haben u. a. geschrieben:

Prof. Dr. Konrad Löw:  
Prof. Dr. Helmut Schoeck:

«Hilft der SPD-Sozialismus dem Osten?»  
«Die Illusion eines demokratischen Sozialismus»

Dr. Klaus Peter Schulz:

«Widerstand gegen ein ‚Volksfront‘-Europa»

Jürgen Wahl:  
Dr. Rudolf Ströbinger:

«Linke Szene in Europa»  
«Was eine christliche Partei im Kommunismus erwartet»

Ausserdem u. a.:

Prof. Dr. H. M. Pawlowski:

«Ethische Folgerungen aus der sozialen Marktwirtschaft»

Dr. Holgar Raulf:

«Politik in den Betrieben»

Heft Nr. 164 (Januar/Februar 1976) hatte unter dem Leitwort

## Kampf um die Mitte

diesen Autoren das Wort gegeben:

Prof. Dr. Elisabeth Noelle-Neumann: «Adenauer und die Wahlen»; Prof. Dr. Helmut Schelsky: «Was heisst heute liberal?»; Prof. Dr. Helmut Schoeck: «Kampf um 5% Wähler»; Dr. Rüdiger Altmann: «Was ist die politische Mitte?»; Dr. Anton Böhm: «Auf der Suche nach der ‚neuen Mitte‘».

Herausgeber:

Dr. Bruno Heck,  
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung

Chefredakteur:

Dr. Karl Willy Beer

Heftumfang ca. 100 Seiten. Einzelpreis DM 5,-, Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 25,-, für Schüler und Studenten (bei Vorlage einer Studienbescheinigung) DM 16,- inkl. MwSt. zuzüglich Versandkosten.

**EICHHOLZ-VERLAG GmbH D-53 Bonn Postfach 458**

Warum fürchten wir sie denn so, als wäre sie eine stärkere, von uns unabhängige Macht?

Warum schauen wir zu ihr herauf, wie zu einer fremden, unheimlichen Macht? Wir, die einzelnen Menschen, haben ein Ich-Bewusstsein, ein Ich-Erlebnis. Wir wissen, dass wir sind. Sie aber weiss nicht, dass sie ist. Die Gesellschaft hat kein Ich-Bewusstsein. Wir haben Bestrebungen, wir haben Ziele. Und sie? Wer kein Ich, kein Bewusstsein hat, der kann auch keine Bestrebungen haben. Sie hat kein Ziel. Warum also fürchten wir sie?

Wenn wir Menschen allesamt beschlössen, dass — es komme wie es wolle — auf der Welt endlich einmal vollkommene Anarchie herrschen sollte («Ich habe genug vom Wohlstand, ich habe genug vom anderen Menschen, und wir zerstreuen uns in der Welt und beginnen alle allein zu leben»), dann hätte man schon morgen, um 12 Uhr Mittag, weder Wasser noch Strom; Fernsehen und Radio wären verstummt; die Menschen, Kinder, Frauen, Männer, würden als aufgelöste Schar aus den Städten trotten, ohne sich umeinander zu kümmern, ohne die anderen auch nur anzuschauen... Mit einem Male hätte die menschliche Gesellschaft aufgehört zu existieren! Es gäbe nur Menschen, allein, einsam, nach Essen scharrend. Ein schreckliches Schicksal, Elend würden auf uns alle warten, aber wir würden leben — und es würde keine Gesellschaft mehr geben. Denn die Gesellschaft existiert nicht ohne uns, nicht ohne unseren Willen. Und sie existiert nur, weil wir sie wollen!

Nicht so, wie mein gottesleugnerischer Mitschüler sagte: «Gott existiert nicht, wir bilden ihn uns nur ein», sondern umgekehrt: Die Gesellschaft existiert deshalb, weil wir sie uns einbilden. Sie hängt von unserem Willen ab!

Dieser Gedanke ist ein wichtiger Gedanke. Wenn wir uns seiner ständig bewusst sind, dann haben wir den ersten Schritt zur Freiheit getan.

Der unglückliche Marx wollte die Welt vom Gedanken an die Existenz Gottes, der dem Menschen die Freiheit schenkt, befreien und sugge-

*«Die Gesellschaft» hat kein Bewusstsein. Und wie soll sie dann dazu kommen, Ziele zu haben?*

rierte uns statt dessen eine Zwangsvorstellung, die uns der Freiheit beraubt: Den Gedanken an die gemäss objektiven Gesetzen und Gesetzmässigkeiten funktionierende Gesellschaft! Aber wie immer es sie geben mag: So gibt es sie nicht.

Die menschliche Gesellschaft ist ein ungeheuer grosses Gebäude, dessen Bauelemente wir Menschen sind. Das Bindemittel jedoch ist, obzwar es stark zusammenhält, unsichtbar und zufällig; es ist nämlich unser Wille, unsere Freiheit, unsere oft verstümmelte und daher ständig revoltierende Freiheit.

Man kann versuchen, eine mathematische Formel für die Gesellschaft zu finden, eine Formel, die das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft deutlich machen würde. Aber der Versuch scheitert wahrscheinlich daran, dass es keinen mathematischen Ausdruck für die Freiheit geben kann. Für die Freiheit, die in diesem Verhältnis drin ist und ihn um seine Formel bringt.